

Bezugs-Preis für alle und Gesandten 2,50 A...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 461. Halle, Dienstag 2. Oktober 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Mannheim, 2. Oktober. Ein Schlichtergerichte Namens Weber hat die Tochter seines Meisters durch einen Revolvererschuss aus...

Paris, 1. Oktober. Der Sultan der Comoreninseln (am Vorbegehende des Kanals von Mozambique, zwischen Afrika und Madagaskar) hat den Besuch gemacht, den französischen Residenten Humboldt zu verpassen.

London, 1. Oktober. Es wird dem Reuterschen Bureau aus Shanghai von heute Nachmittag berichtet, daß die japanische Armee, welche sich nach der Schlacht bei Ping-tang nach Norden wendete, sich eilig...

Aus Ostasien.

London, 1. Oktober. Die Möglichkeit zu Schwierigkeiten zwischen England und China erwähen die Times darin, daß China Meis und Kohlen als Handelsgegenstände zu behaupten...

Die internationale Verhaftungs-Affaire, von der wir gestern berichteten konnten und deren Kern der ist, daß 180 Unteroffiziere der Berliner Oberfeuerwerferkorps verhaftet...

Die internationale Verhaftungs-Affaire, von der wir gestern berichteten konnten und deren Kern der ist, daß 180 Unteroffiziere der Berliner Oberfeuerwerferkorps verhaftet...

Italische oder anarchoistische - Dinge. Die ganze Sache liegt viel mehr lediglich auf disziplinären Füßen. Weitere Unteroffiziere, welche wieder Schultersachen erheben, haben zu Aufseheren gegen die militärische Disziplin genügt...

Im ähnlicher Weise berichtet der „Berliner Lokal-anzeiger“: „Wie sich ermächtigt, folgende und im Kriegsministerium gemachte offizielle Mittheilung zu veröffentlichen: Zunächst ist zu konstatieren, daß es sich absolut weder um einen Geheh von sozialistischen oder anarchoistischen Charakter handelt, noch daß irgendwie hoch- oder Landesverrat, Preisgebung wichtiger militärischer Geheimnisse oder dergl. in Frage kommt.“

Die „Kriegszeitung“ theilt noch mehrere bemerkenswerthe Details mit: „Am Abend des 22. September hörte Major von Stetten von seiner Wohnung aus im Lehrgänge eines solchen Lärm im Hofe, daß er sich über die Haupttreppe hinab begab.“

Trotzdem die vorstehende Version zu konstatieren scheint, daß der Ruf „Es lebe die Anarchie“ gefallen ist, wird man unjähres Erachtens nach demnach zunächst an der Annahme festzuhalten haben, daß es sich um allerdings sehr schwere und im Interesse der militärischen Disziplin energig zu ahndende Vergehen gegen die Subordination handelt und daß ein politischer Charakter in eigentlichen Sinne des Wortes nicht wohl festzustellen werden dürfte.

Die Krankheit des Czaren

libelnet noch wie vor den Gegenstand zahlreicher, einander widersprechender Meldungen und Gerüchten. Wie wir schon in unserer gestrigen Morgenansage mittheilten, ist der Zustand des Czaren trotz aller offiziellen und offiziellen Denenits wenn auch nicht für den Moment beunruhigend, so doch sehr ernst. Eine Bestätigung ergibt sich aus nachfolgenden Mittheilungen, welche die „Allg. Ztg.“ von verschiedenen St. Petersburg Correspondenten erhält:

„Mit geradem Staunen las man hier die im Ausland gesandten Denenits, wonach der Czar vollkommen gesund und sein Aufbruch nach dem Süden nur durch den Zustand seines kranken Sohnes bedingt sei. Demnach ist der Zustand des Czaren für die Kaiserin wenigstens sehr befriedigend, doch ein äußerer beunruhigender Wendung der Nierenkrankheit des Kaisers leider nicht mehr zu zweifeln ist.“

„Wie sehr bestimmt verläutet, erklärte auch Professor Ledebur, ebenso wie Professor Scherzer, das Leben des Czaren für die Reichliche Krankheit. Bei heftiger ärztlicher Seite wurde bereits vor einiger Zeit der Verwendung Worte gebraucht, daß die geschilderte Krankheit, deren Anfänge sich jedenfalls schon längst einem aufmerksam beobachtenden ärztlichen Auge gezeigt haben müßten, so lange ohne das allerhöchste Eingreifen der Heilkräfte bleiben konnte. Allerdings nicht hinsichtlich, es habe von jeder ungenügend schwer gehalten, den Kaiser zu einer feiner Gewohnheiten und vor allem seine Arbeitszeit beschränken für zu bewegen.“

Professor Ledebur hat bis Sonnabend Mittag beim Czaren in Spala geweilt. Von dort ist er nach Wladimir zurückgekehrt, wo er eine nochmalige Untersuchung Curatours vornehmen will. Erst am Montag wird Professor Ledebur in Berlin wieder eintreffen. Siner Berufung in das Krankenbett des Czaren waren Mittheilungen entgegengekehrt worden, die jedoch nicht von ärztlicher Seite, namentlich nicht von der des Prof. Dr. Scherzer, ausgegangen sind. Ueber den großen Grad der Lage, die durch die schwere Krankheit des Czaren geschaffen wird, hilft jetzt kein Vertheilen mehr hinweg. Es ist erwiesen, daß der Czar an der Wichtigsten Nierenkrankheit leidet, und jeder Arzt wird jeden Raten, der ihn danach fragt, sagen können, was diese Krankheit auf sich hat.

Einige Klarheit in dieser die ganze Welt beschäftigenden Angelegenheit dürfte durch nachstehende Privatmittheilungen gegeben werden, die von einer in Petersburg lebenden diplomatischen Persönlichkeit nach Wien gelangt und dort veröffentlicht sind. In den Briefen heißt es:

Die Nachricht von der Erkrankung des Czaren hat in allen diplomatischen Kreisen großes Verwirrung verursacht, und es kann nicht aus den europäischen Höfen die Berichte über den Czaren große Besorgnisse erwecken. Wenn man sich nicht auf die Kenntnisaufnahme der gleichsam offiziellen Publicis beschränken will, ist man darauf angewiesen, sich bei den Heilung auf informierten Personen der französischen Hofgesellschaft zu erkundigen; dem Charakter der zweiten sind die Berichte noch feineren im Allgemeinen. Die Petersburger Hofärzte diagnostischen Jactanzhaft, Professor Scherzer aber war ihnen Unwissenheit vor und hielt es gar nicht der Mühe für werth, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Er selbst glaubte an die Wichtigkeit der Nierenkrankheit, hielt aber später seine Meinung dahin modificirt haben, daß möglicherweise die Nierenkrankheit der Erkrankung der Niere vorzuziehen. Wenn man auf die Fälle von Erkrankung der Nieren in der nächsten Familie Rücksicht nimmt, so ist man nur zu leicht geneigt, Scherzers letzte Diagnose als wahr-scheinlich anzunehmen.

Was im Auslande über die letzten Gründe, welche den Ausbruch des schweren Leidens des Czaren verursacht haben sollen, verbreitet ist, muß fast keinem ganzem Lufange nach als übertrieben bezeichnet werden. Als authentisch dagegen kann gelten, daß die plötzliche Steigerung der neuartigen Krankheit des Czaren dadurch hervorgerufen wurde, daß der Heilung bei dem Großfürsten Georg ein unheilbares Leben konstatirten. Großfürst Georg, der jetzt im 23. Lebensjahre steht, ist der Lieblingssohn seines Vaters. Es ist bekannt, daß sich Großfürst Georg bis vor Kurzem in Abbas-Zumais im Kaukasus befand. Schon die letzten Berichte über den Zustand des Großfürsten trafen bei dem Czaren eine schwere Melancholie hervor. Der seine Weiblich an Petersburg nach Wladimir, mochte die Heilung des Czaren schaffen, weil sie von dem Grünsüde des dortigen Klima eine Besserung seines Zustandes erwarteten, sah der Czar Nichte hindurch nach in seinem Schlafzimmer. Zwei Tage vor der Abreise kam er Nachts nach ein Uhr persönlich in das Telegraphenamt im Winterpalais, drückte dort dem Telegraphenbeamten eine Zwölfe in den Zellen, die nach Abbas-Zumais an den Großfürsten Georg, erwiderte dem Czar wartete, daß er gleich im Telegraphenbureau auf dem Platz wartete. Als sich der Telegraphenbeamte ein Dutzend sagte und dem Czaren bemerkte, daß sich zum Eintritte des Nichte gelangens aus Abbas-Zumais immerhin einige Zeit verstreichen würde, weil das dortige Telegraphenamt die Zwölfe erst nach dem dem Großfürsten benachrichtigen Kaiser anstellen müßte, erwiderte der Czar: „Das ist nichts, ich werde trotzdem hier warten!“ Und er blieb tatsächlich in dem verhältnißmäßig kleinen, von der Höhe des Gesichts erfüllten Räume und harzte dort anderthalb Stunden, bis die Annonciere vom Großfürsten eintrat. Sie war von dem Nichte des Großfürsten untergeordnet und lautele nicht befragt.

Der Czar legte in seine Appartements zurück - aber nicht um zu schlafen. Er ließ sich in seinem Jagdzelt nieder und wachte. ... Dann fragte er auch, daß der Zwölfe die Zwölfe und die: „O, Gott, was habe ich gethan, daß Du mich so schwer triffst!“

Die letzte Phase in der Krankheit des Czaren trat anschlüss des Aufenthaltes in Wladimir ein, wo sich unmittelbar nach einem Dutzend ein Anzeichen der Krankheit zeigte, was dem Czaren einleuchtete, ein Umkleid, der sofort zu dem Gerichte Abfertigte, daß man dem Czaren zu versetzen verurtheilt habe. Die Heilung enthielten sich für solche Orts- und Luftveränderung, und der Czar wurde nach Spala gebracht. Es war kein schlechter Wund, der dem Czaren erholte, selbst der unter Umständen nachgehende Czar seiner Gemahlin, welche bekräftigte, daß die Heilung für den kranken Großfürsten verhängnisvoll werden könnte, nicht erfolgte. So wurde dem Großfürsten Georg nach Spala gebracht. Das Wiederleben zwischen Vater und Sohn war während, in der ersten Nacht, die der Czar und sein Frau in Spala unter einem Ende verbrachten, erregte sich ein Vorfall, der für das schon geschilderte Verhältnis zwischen Vater und Sohn höchst charakteristisch ist. Als die Kaiserin, die ihrer Pflegepflicht gemäß bis lange nach Mitternacht am Krankenbette ihres Gemahls gewollt hatte, sich zurückzog, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, erholte sich der Czar von seinem Lager, fühlte sich sehr wohl und ließ sich von seinem Vertrauensdiener nach dem weileren Zimmer weit entfernten Gemache bringen, in welchem sein Sohn Georg schlief. Dort trat der Czar auf den Boden, den Abgem anhaltend, bis an das Lager seines Sohnes heran, um sich zu überzeugen, daß derselbe schlafte. ... Und nach dieser nachlässigen Excurion kehrte er wieder zurück in sein Appartement, ließ gefahren, und in keinem von



(Nachdruck verboten).

Die quade Foelke.

Roman aus der Emſgau. Von F. Klink-Lütetsburg.

Indem Meinhardi ſo dachte, warf er einen mißmuthigen Blick auf ſeine Tochter, deren einfache Kleidung von dieſer glänzenden Umgebung ſcharf abſtach. Sie trug ein ſchlichtes, Wollkleid, und weder dieſes, noch Hut und Mantel entſprachen den Anforderungen der Mode. Ein Unbefangener würde nichts deſto weniger die Toilette des jungen Mädchens als eine ganz beſonders kleiſame bezeichnen haben. Den Vater berührte ihr Anblick peinlich. Er war ganz gewiß reicher als Amtsgerichtsraths und konnte etwas an ſich wenden. Foelke ſelbſt trug Schuld, wenn die Frau Rätthin über ihre Kleidung ſich aufhalten würde.

Der Eintritt der Herrin des Hauſes, dem ihr Gatte auf dem Fuße folgte, ſtörte Liſſe Alles in ſeinen verdrüßlichen Betrachtungen, aber der Anblick dieſer beiden elegant gekleideten Menſchen machte ihn heute befangen, während Foelke ſich völlig frei fühlte und die Begrüßung ohne eine Spur von Verlegenheit erwiderte. Meinhardi und ſeine Tochter wurden zwar freundlich empfangen, aber die Frau Rath ſah ſich veranlaßt, ſofort ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß ſie heute nicht im Stande ſei, ihren Gäſten ihre Zeit zu widmen, wie ſie wohl gewünscht. Die Schweſter war ganz unerwartet zum Beſuch gekommen und hatte zwei Penſionsfreundinnen mitgebracht. Anſerdem wären die Herren Meſſoren Hellwald und Buddenberg, ſowie einige Referendare zu Tiſch gebeten. Die jugendliche Geſellſchaft vergnügte ſich im Garten.

Foelke wurde plötzlich dunkelroth dann blaß. Der Name Hellwald erinnerte ſie an das, was ſie hergeſührt. Er ſtand auf der unglückſeligen Vorladung, die ſie erhalten.

„Macht es Ihnen vielleicht Freude, den jungen Leuten ſich anzuschließen, Fräulein Meinhardi?“ fragte die Frau Rath, welcher der Farbenwechel in dem Geſicht des jungen Mädchens nicht entgangen war, die ihn aber falſch deutete.

„Ich danke, Frau Rätthin, Sie ſind ſehr gütig“, entgegnete Foelke indeſſen und ohne Spur von Verlegenheit. „Ich bin nicht für eine Geſellſchaft vorbereitet und unter Beiuch ſollte auch nicht von langer Dauer ſein. Vater wünſchte den Herrn Rath um eine Muſikſtück zu bitten.“

„Nun gut, Fräulein Meinhardi, dann laſſen wir die Herren ſo lange allein“, ſagte die Dame munter, ſehr erfreut, daß die unliebbare Störung nur von kurzer Dauer ſein werde. „Bitte, bealeitete Sie mich. Meine Schweſter wird ſich ſehr freuen. Sie werden zuſehen, und würde es mir nicht verzeihen, wenn ich Sie ſo ohne Weiteres fortſchaffen ließ.“

Foelke wünſchte auszuweichen als die Dame aber weiter ſie drang, wollte ſie ſich auch nicht einen Anſchein von Schüchternheit geben und folgte ihr in den Garten, wo unter einem alten Nußbaum vier jüngere Herren und drei Damen in lebhaften, fröhlichem Geplauder beſammenſaßen. Die Geſellſchaft bot ein ungemein anmuthiges Bild; ihre Heiterkeit ſtimmte zu dem ſonnigen Sommertage und den hellen, duftigen Toiletten der jungen Damen.

„Nun, wen bringt denn da meine Schweſter?“ fragte eine derſelben mit einem Rümpfen ihres emporkrebenden Näschens. „Ah! Bitte, Meſſor, nun geben Sie einmal acht! Ein Bauernmädchen, das enaliſch und franzöſiſch parliert, bis zu den Helleſchen Studien gekommen iſt und Butter und Käſe fabriſirt.“

Die Worte waren ganz leiſe zu dem Meſſor Buddenberg geſprochen und Foelke hatte keines davon verſtanden. Sie ſah ſich aber beim Näherkommen mit neugierigen Blicken gemuſtert und zwar in einer Weiſe, die ſie niemals als zum guten Ton gehörig hätte betrachten können. Unwillkürlich richtete ſie ſich etwas höher auf und — unabhichtlich, aber von ſtreng kritiſirenden Blicken nicht unbemerkt — warf den Kopf ein wenig zurück.

„Da bringe ich Foelke Meinhardi“, ſagte die Rätthin, welche, zwar nicht in boſhafter Abſicht, ihren Gäſten eine kleine Abwechſelung hatte bieten wollen, indem ſie ein ſchüchternes Mädchen peiniger Verlegenheit preiszugeben verſuchte. Näherkommend, fügte ſie erklärend hinzu:

„Fräulein Meinhardi war auf kurze Zeit in einer ſehr vornehmen Penſion in Hannover — mit meiner Schweſter zuſammen. Jetzt ſteht ſie dem großen Hausſtand ihres Vaters allein vor. Dieſer iſt nämlich der reichſte „Blagbeſitzer“ in der ganzen Umgegend.“

Die Frau Rätthin hatte die letzten Worte eigentlich nur zu ihrer Entſchuldigung hinzugefügt, damit ihren Gäſten nicht etwa die Vermuthung ſich aufdrängen könne, als führe ſie ein gewöhnliches Bauernmädchen in dieſen Kreis. Foelke trieben ſie das heiße Blut in die Wangen, und eine ſchroffe Entgegnung ſchwebte einen Augenblick auf ihren Lippen. Geſellige Formen zu üben, hatte ſie nicht häufig Gelegenheit gefunden, aber ſie war trotzdem nicht darüber im Zweifel, daß dieſelben in dieſem Kreiſe in unerhörter Weiſe vernachläſſigt wurden.

„Ich vermuthete Frau Rätthin, Sie wollen damit ſagen, daß Vaters Blag ſehr groß und für manchen Fremden auch ſehenswerth iſt“, zwang ſie ſich zu einer ausweichenden Gegenrede. „Im Uebrigen findet man einen Unterſchied in der Größe der Bauerngüter kaum heraus, es handelt ſich immer nur um ein Paar Morgen Land und einen etwas größeren oder geringeren Begehrtand.“

Sie hatte ſehr ruhig geſprochen, gewaltſam eine innere Aufregung unterdrückend, und damit eigentlich den Zorn der ganzen Geſellſchaft erregt. Die Worte, mit welchen die Rätthin das junge Mädchen eingeführt, waren Niemandem als unpaſſend aufgefallen, nur Meſſor Buddenberg hatte ein ironiſches Lächeln nicht unterdrücken können. Seine Augen ruhten mit unverhohlenem Intereſſe auf der jugendlichen Erſcheinung, die einen ſo auffallenden Gegenſatz zu den Damen ſeiner Bekanntschaft bildete.

In dem Augenblicke, in welchem Foelke eine Takloſigkeit zu pariren verſuchte, war man aufmerkſam geworden, und es fehlte wenig, ſo würde ſie eine ſcharfe Zurückweiſung für ihre „Großheit“ von Fräulein Elſbeth erfahren haben. In dem hüßlichen Geſicht derſelben prägte deutlich der Aerger ſich aus, den das Bauernmädchen ihr durch die Art und Weiſe, wie es ihre Schweſter abgeſertigt, bereitet.

„Wie viel Mühe haben Sie denn eigentlich?“ fragte ſehr plötzlich Meſſor Hellwald, Fräulein Elſbeths eifrigſter Verehrer, dem die bei dem Gegenſtand ſeiner Bewerbungen hervorgerufene Verſtimmung nicht entgangen war, in etwas malitiöſem Tone, indem er Foelke von oben bis unten muſterte.

Dieſe gab nicht gleich eine Antwort, die leiſe Röthe ihrer Wangen verdunkelte ſich und breitete ſich bis über das ungewöhnlich kleine Ohr und den Nacken aus. Sie konnte die an ſie gerichtete Frage in der That nicht beantworten. Auf jeden Fall lag ihr eine Boſheit ganz fern, als ſie mit leicht vibrierender Stimme entgegnete:

„Es thut mir leid, mein Herr, Ihnen hierüber keine Auskunft geben zu können. Die Aufſicht über den Kuhſtall hat die Großmagd.“

Foelke wandte ſich, um weiteren Fragen vorzubeugen, die offenbar darauf berechnet waren, ſie in Verlegenheit zu bringen, der Rätthin zu. So bemerkte ſie weder die allgemeine Heiterkeit, welche ſie in dieſem Kreiſe durch ihre Worte hervorgerufen hatte, noch hörte ſie etwas von der ſpöttlichen Bemerkung des Meſſors Buddenberg, mit welcher dieſer den Kollegen über die erhaltene, vermeintliche Abfertigung zu necken verſuchte.

„Geſtatten Sie mir, zu meinem Vater zurückzukehren, Frau Rätthin“, ſagte Foelke, und nun hörte man an dem Schwanken der Stimme, daß ſie ſehr erregt war. Dann machte ſie der Geſellſchaft eine Verbeugung, die von allen Seiten nachläſſig genug erwidert wurde. Nur Meſſor Buddenberg zeigte ſich als

ein Mann, dem es unmöglich ist, einer Dame gegenüber den Anstand zu verlieren.

Die Frau des Hauses begleitete Foelke durch den Garten zurück. Letztere glaubte noch ein mühsam unterdrücktes Lachen zu hören, und sie hatte sich nicht getäuscht. Noch ehe sie sich ganz außer Gehörweite befand, kam die unterdrückte laute Heiterkeit zum Ausdruck. Einer stimmte nicht mit ein, es war Buddenberg; in seinem scharf ausgeprägten, klugen Gesichte spiegelte sich etwas von der Verwunderung wieder, welche ihm die Ausgelassenheit der Gesellschaft erregte. Fräulein Elisabeth's Blicken entlang der Gesichtsausdruck des Assessors nicht.

„Finden Sie diese Person in ihrer friesischen Unverfrorenheit nicht interessant, Herr Assessor?“ fragte sie, von einer leisen Ahnung ergriffen, daß er das Benehmen der Gesellschaft nicht billige.

„Interessant finde ich Fräulein Meinhardi allerdings, nicht weniger um ihres ausdrucksvollen Gesichts, als um der Eigenschaften willen, die man ihr andichtet oder nachrühmt“, entgegnete der Angeredete langsam und bedächtig, als müsse er sich noch auf etwas besinnen. „Ich habe durch sie nicht einen Eindruck von Unverfrorenheit empfangen, sondern fühle mich geneigt, die Ruhe eines so jungen Mädchens zu bewundern, mit welcher es eine für beide Theile“ — er betonte diese Worte besonders stark — „unangenehme Situation überwand.“

Den Worten des Assessors folgte ein Minuten langes Schweigen, welches dann aber von einem spöttischen Auflachen unterbrochen wurde. Fräulein Elisabeth war nicht mehr im Stande, ihren Verdruß zu verbergen, den ihr die Worte des Mannes verricht, dem es so bald gelungen war, ihr ein Gefühl einzujößen, dessen sie selbst sich kaum fähig gehalten.

„Man sieht, daß Land und Leute Ihnen noch fremd sind, Herr Buddenberg,“ sagte sie gereizt. „Ruhe! Ah bah! Hochmuth wollen Sie es benennen. Nur Hochmuth, versichere ich Sie. O, Sie kennen diese Protzen nicht! Des Vaters Geld ist die Ruhe, mit welcher diese Person dem Assessor Hellwald eine so grobe Antwort geben konnte. Dieses junge Mädchen, welches Sie so sehr bewundern, war das enfant terrible unserer Pension, und Lehrerinnen wie Schülerinnen waren gleich froh, als sie sich von der angenehmen Gesellschaft desselben befreit sahen. Fräulein Meinhardi hatte einen sehr bezeichnenden Beinamen.“

„Und dieser war, gnädiges Fräulein?“
„Die „quade“ oder die böse Foelke. Die Bezeichnung war eine sehr richtige. Ihre Namensgenossin, die alte Gräfin, die ihre Gefangenen in der alten Emdener oder Auricher Burg zu Tode hungern ließ, muß, einem alten Holzschnitt nach zu urtheilen, äußerlich eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit ihr gehabt haben.“

Diese Worte riefen einen Sturm von Fragen hervor, welche Fräulein Elisabeth sehr ausführlich beantwortete. Sie entwickelte dabei eine Gründlichkeit, die man bei ihr in allen Dingen am Meisten vermisse, und es gelang ihr, sehr überzeugend darzutun, daß die friesischen Frauen und Mädchen nicht selten ein psychologisches Räthsel seien, um so mehr, da sie unter einem freundlichen bescheidenen Aeußern einen Abgrund von Grausamkeit und Verdorbenheit zu verbergen verstünden.

(Nachdruck verboten.)

Panoramen.

Von Hans von Basedow (Weimar).

Daß jede nur einigermaßen bedeutende Stadt weilt heutzutage eines oder gar mehrere, zur Aufnahme von Rundgemälden bestimmte Bauwerke auf. Da ist es denn wohl an der Zeit, einmal die Frage aufzuwerfen, ob eine Panorama künstlerisch berechtigt ist, ob es ferner dazu beiträgt, die allgemeine Kunstanschauung, das künstlerische Feingefühl zu festigen, ob es schließlich, wie vielfach behauptet wird, eine Konsequenz der Natürlichkeitsbestrebungen in der Kunst, der modern-realistischen Kunsttheorie ist?

Die erste Frage ist entschieden zu verneinen und somit die zweite deutlich genug beantwortet. Wohl sind die Mittel, mit denen die Rundgemälde geschaffen, die Anschauungen, unter denen sie entworfen werden, künstlerische, wohl sind die Gemälde an und für sich Kunstwerke, wenn auch zum Theil nur im Sinne künstlerisch entworfener Theaterdekorationen, aber die Unterordnung des Bildes unter Realitäten, die dem Ganzen natürlich-plastische Wirkung geben sollen, die Unterordnung der Kunst, nicht etwa unter reine, sondern gekünstelte Natur, macht

Nur Assessor Buddenberg schien durch die Auseinandersetzungen der jungen Dame nicht beeinflusst zu sein, obgleich er nicht den Versuch machte, das von allen Seiten hart angegriffene Mädchen zu vertheidigen. Das ihm eigene malitöse Lächeln fiel indessen noch mehr an ihm auf, und dieses war es unzweifelhaft, das die Dame hervor, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet hinüberzulenken. Sie konnte sich indessen nicht enthalten, noch hinzuzufügen:

„Ganz abgesehen von den zahlreichen unangenehmen Eigenschaften dieses Fräuleins, hat mir dasselbe immer eine instinktive Abneigung eingefloßt. Es hat eine unbeschreibliche Art mit Menschen zu verkehren. Viel mag hierbei der Vater verschuldet haben. Dadurch, daß er sie längere Zeit in einem vornehmen Pensionat untergebracht, hat er sie vollends verdorben. Sie haben gesehen, was ihr die Erziehung genügt. Ein gesellschaftlich-distinguirtes Benehmen kann nicht anezogen werden, sondern muß nun einmal angeboren sein.“

Foelke ahnte nichts von dem harten Urtheil, das an diesem Nachmittag über ihre Person gefällt wurde, wemgleich sie von Herzen wünschte, daß die Fahrt unterblieben wäre. Ein Blick auf den Vater hatte ihr gesagt, daß dieser durch die Aufnahme, welche er bei dem Amtsgerichtsrath gefunden, sich wenig befriedigt fühle. Sie athmete erleichtert auf, als die letzten Häuser des Städtchens hinter ihr lagen, und der Wagen abermals auf der Chaussee dahinrollte. Gesprochen wurde nicht. Uffe Atjes hatte sich am Nachmittag in der That schwer geärgert, der Zorn lag auf seiner Stirn und zuckte um seine Mundwinkel. Vielleicht hatte er doch ein Gefühl, als ob Eigennutz von seiner Eitelkeit Gebrauch gemacht. Gewisse Worte des Amtsgerichtsraths konnten ihn kaum darüber im Unklaren lassen, warum derselbe seither große Freundschaft für ihn gefühlt.

Uffe Atjes Gedanken über diesen Punkt waren ebenso falsch als seine ehemalige Meinung, daß die Eigenthümlichkeit seiner Person, die Achtung vor seiner Ausnahmestellung, welche er als Herr reicher Besitzungen einnahm, vollständig ausreiche, einen Mann wie den Amtsgerichtsrath Gutmund seine Gesellschaft suchen zu lassen. Der lebenswürdige Mann hatte Meinhardi mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die gewiß eine von Herzen kommende war. Ihn störte der Besuch nicht einmal, sondern er würde sich gefreut haben, diesen Mann gastlich zu bewirthen, dem er sich zu aufrichtigem Dank für manche, in dessen Hause genossene friedvolle Stunde verpflichtet fühlte. Es war nicht seine Schuld, daß Meinhardi sich geweigert, den Nachmittag und Abend in seiner Gesellschaft zu verleben, wie dessen Empfindlichkeit, weil er eine an ihn gerichtete Bitte, in seiner Eigenschaft als Beamter, nicht hatte erfüllen können, ihm unbegreiflich erschienen.

Um Uebrigens machte die kleine Verstimmung, welche Uffe Atjes gezeigt, dem Amtsgerichtsrath keine Sorgen. Ruhiger geworden, würde derselbe einsehen, daß er eine andere Antwort nicht habe erwarten dürfen. Was war's denn auch weiter? Nur eine ganz und gar beschränkte Auffassung konnte in einer einfachen Zeugenvernehmung, die allerdings für ein junges Mädchen etwas Unangenehmes haben mochte, ein großes Unglück erblicken. (Fortsetzung folgt.)

das Panorama unkünstlerisch. Es soll so in ein Gemälde der Anschein der absoluten Realität hineinprojiziert werden, der außerhalb der Sphäre der Malerei und ihrer künstlerischen Wirkung liegt. Und das ist unkünstlerisch. Trotz aller realistischen Postulate darf die Wirkung eines Gemäldes doch nur die eines Gemalten sein, denn die realistische Forderung heißt nicht: die Natur benutzen, um die Kunst mit ihren Mitteln zu unterstützen, sondern die Mittel der Kunst so zu benutzen, daß ihre Resultate der Natur möglichst nahe kommen. In den Panoramen ist das aber nicht der Fall, da man sich bestrebt, die natürliche Wirkung durch natürliche Mittel zu erreichen, die mit der Kunst nichts zu thun haben — und damit ist auch die dritte Frage beantwortet: Panoramen sind nicht Konsequenzen der modern-realistischen Kunstprinzipien, sondern des mißverstandenen und karrikirten Naturalismus, sie sind nicht künstlerisch, sondern gekünstelt.

Die erzwungene Natürlichkeit stellt die Panoramen mit der Wachsplastik, wie sie in den Panoptiken so verlebend unkünstlerisch zu Tage tritt, auf eine Stufe, ja, sie bebieht sich zum Theil derselben Mittel — und diese beiden Ausflüsse unserer materiellen Zeit treffen denn auch in der Wirkung zusammen.

Der Eindruck, den ein Panorama, wie auch eine wachsplastische Szene, auf den Unbefangenen macht, ist im ersten Moment ein stärkerer — aber ein unkünstlerischer, raffinierter.

Raffinement, — das ist der bezeichnende Ausdruck für die Mittel, die angewandt werden, den starken Eindruck zu erzielen. Ein langer, dunkler Gang führt den Besucher in das Innere — plötzlich tritt er ins Belle. Der erste „chooc“ ist da — man wird von einer gewissen Stimmung gepackt. Die Holzbarriere, das Galdbach über uns rufen die Illusion wach — wir sind gewaltsam, durch Kontrastwirkung durch Ueberraschung in die Situation veretzt. Wir stehen inmitten des Schlachtfeldes, — im Hintergrund steht ein Dorf in Flammen. Buntes Gewimmel darum — es ist von Soldaten belagert. In langen Reihen marschieren sie auf, um die Kämpfenden zu unterstützen. Dort sprengt die feindliche Kavallerie heran — verzweifelt wehrt sich die Infanterie gegen die Attaque. Von den Hügeln herab drohen die ihre glühenden Kugeln schleudernden Kanonen.

Furchtbares Handgemenge, die ertastete Wuth des Kampfes brüdt sich in jeder Gebärde aus. Hier sind die Gruppen dicht ineinandergebrängt, der haarscharfe Säbel saust nieder, die Pistolen entsenden ihre todtspendenden Kugeln — eben fällt ein Hauptmann getroffen vom Pferde, während ein feindlicher Soldat mit dem Fahnenträger ringt, um ihm die Ehre des Regiments zu rauben. Dort oben auf einem Hügel steht ein Trompeter, — zu seinen Füßen die Ambulanz. Auf und ab die Aerzte und Pfleger, Trostspenden des Feldgeschlichen — Verwundete werden herbeigeschleppt — vor uns, zu unsern Füßen zerbrochene Waffen, Sterbende, Todte — kurz, alle die furchtbaren Begleitererscheinungen des eben stattfindenden Kampfes. Und wir schauen und schauen, hingerissen von der greifbaren Lebendigkeit der Darstellung — aber unheimliche Stille ringsum, starre Unbeweglichkeit. Der Kampf schreitet nicht fort — die Kanonen donnern nicht, die Verwundeten jammern nicht, dem ehernen Munde der Trompete entquillt kein Ton. Rings Stille — Stille — nur durch ein „very well“ oder „famos“ unterbrochen.

Und nun erwacht das Bewußtsein in uns, daß wir hier vor einem Zwiespalt stehen. Wir beginnen zu analysiren und kommen zu dem Resultat, daß die natürlichen Beigaben nur eine äußerliche Natur sind und einen optischen Betrug bezwecken, während das innerlich Natürliche, das hervorzuheben und zu schildern eben die Kunst bezweckt, fehlt. Die Wirkung ist eine effektvolle, aber vergeblich forschen wir nach der künstlerischen Wirkung, diese bleibt aus, weil wir fühlen, daß zu viel reale Neuerlichkeiten da sind, die dem Wesen der Kunst widersprechen und, abstrahiren wir von ihnen, das Rundgemälde als solches wäre intensiver, innerlicher Wirkung bar. Der Zwiespalt liegt im Wesen der Darstellung. Echte Kunst bedarf der Hilfsmittel nicht, mit denen die Panoramen ihre Wirkung erzielen, rein materielle Dinge vertragen sich nicht mit ihr — ja, heben sie auf. Naturalistische Wirkung darf in der Kunst nur mit künstlerischen Mitteln erzielt werden — alle übrigen gehören auf das Gebiet des Sensationellen, das in unsern nach Nervenkitzel lüsternen Zeit einen allzubreiten Raum einnimmt.

Die Panoramen sind Konzessionen, die man diesem Wunsch nach Emotion, den groben Instinkten des Publikums macht, sie sind Experimente, die die wahre Kunst und das reine Kunstgefühl herabdrücken. Man spürt, daß das Raffinement der Anordnung, die intime und perspektivisch fein abgewogene Verbindung von Malerei und Realität eine Ueberrumpelung, eine Täuschung bezweckt, und damit ist jeder reine Genuß unmöglich. Keinen Genuß kann nur das Werk gewähren, dessen Styl gewahrt wird, und im Panorama ist nicht nur der Styl nicht gewahrt, sondern sind auch kunstfremde Elemente eingeschlichen.

Die Wirkung der Panoramen ist daher eine schädliche. Im Volke ist ein natürliches Kunstgefühl, ein instinktives Kunstverständnis lebendig — das beweist der Theatersinn des Volkes. Es ist Pflicht, namentlich in einer Zeit der allgemeinen Kunstunsicherheit, wie die unsere ist, diese natürlichen, einfachen Kunstinstinkte zu pflegen und zu kräftigen, statt durch unkünstlerische Darbietungen auf falsche Bahnen zu leiten. Der Sinn für das Theater, d. h. für lebendige Darstellung, wird durch Panoramen und Panoptiken, d. h. todte Darstellungen bedenklich herabgemindert. Theater, Panoramen und Wachsplastik erzielen dieselbe momentane, äußere Wirkung, zu der beim Theater die innere Wirkung, ohne welche die äußere werthlos ist, hinzukommt, während diese bei den Panoramen und Panoptiken fehlt. Innere und äußere Wirkung aber ist das Postulat, das man als unumstößlich für alle die Darbietungen aufstellen muß, die der großen Masse zu Gute kommen sollen.

Die Zunahme der Panoramen ist also durchaus nicht er-

freulich, es ist verkehrt, sie, wie die Museen als Bildungsfaktoren hinzustellen, — aus den oben dargelegten Gründen. Derartige Institute sind starke Feinde der echten Kunst, — deshalb habe ich mich hier gegen sie gewendet — denn in unserer Zeit, in der man die irrigsten und widersinnigsten Anschauungen über das Wesen der Kunst hat, thut es noth, Alles das, was die Begriffe noch mehr verwirren kann, nach Möglichkeit unschädlich zu machen.

Allerlei.

Schütterei und Tanzkunst. Man schreibt aus Madrid: Hans Sachs war bekanntlich ein Schuhmacher und ein Poet dazu. Die Marider Schuster sind vielleicht keine Poeten, an Einbildungskraft aber fehlt es ihnen jedenfalls nicht. Man sehe nur: die braven Leute haben einen Verein gegründet, der den Zweck verfolgt, die Kunst der Terzschöre zu fördern. Im Vereinslokale unserer Schuster finden jede Woche zwei Bälle statt. Der Eintritt kostet für jedes Tanzpaar 50 Centimes. Mit der Eintrittskarte wird dem Cavalier und seiner Dame je ein Schein ausgeliefert, der eine Anweisung auf ein zwanzigstel Paar Stiefel ist, das heißt, daß der Träger von zwanzig solcher Scheine das Recht hat, sich vom Vereinsmagazin ein Paar Stiefel ausliefern zu lassen. Auf der Rückseite jeden Scheins steht ein Verslein, das in deutscher Uebersetzung wie folgt lautet:

Lasset die Füße nimmer in Ruhe,
Tanzet und springet und zerreißt die Schuhe.

Ist der Gedanke nicht recht praktisch? Da die Schuster aus aller Herren Länder doch über einen Keilten geschlagen sind, so dürfte es nicht Wunder nehmen, wenn nach der Lektüre obiger Zeilen die deutschen Schuster in die Fußstapfen ihrer spanischen Kollegen treten.

Wie sich russische Wucherer zu helfen wissen, zeigt ein Fall, der sich in der Nähe von Drel zutrug. Der Schankwirth eines Aedens hatte bei den Bauern so hohe Miethenstände, daß er nachgerade um sein Geld besorgt wurde. Er ließ sich nun durch seine Schuldner zum Kirchenältesten wählen und übernahm den Verkauf von Wachsekerzen, die bei dem Gottesdienste, bei Hausandachten u. verwandt werden. Zahlte nun ein Bauer 5 Kopelen, so erhielt er eine Kerze für 3 Kopelen, der Rest wurde abgeschrieben. So soll der Schankwirth allmählig zu seinem Gelde gekommen sein.

Eine gemüthliche Ortschaft. Man schreibt aus Barcelona: Berdasidifogu heißt eine in den östlichen Pyrenäen, auf katalonischem Gebiet gelegene Ortschaft. Dort wurde vor einigen Tagen der Gemeindefretär erschossen, wobei bemerkt werden muß, daß das im Zeitraum von zwei Jahren schon der dritte Sekretär ist, der dort ermordet wird. Die Einwohner haben es jedoch nicht ausschließlich auf die Sekretäre abgesehen, wie aus dem Umstande zu entnehmen ist, daß in den letzten 8 Jahren auch fünf Gemeinderäthe und zwei Bürgermeister von meuchlerischer Hand umgebracht worden sind. Wie es scheint, geschahen von jeder in der Gemeindeverwaltung von Berdasidifogu große Unterschleifungen: die Käthe, Bürgermeister und Schreiber stahlen um die Wette. Da beschloßen die Einwohner die untreuen Verwalter für immer „aus dem Wege zu schaffen.“ So war nach und nach wieder Ordnung in der Verwaltung der Gemeindegüter geschaffen worden. In letzter Zeit jedoch hatte sich der Sekretär einige Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen und auch er theilte das Schicksal seiner Vorgänger. Wenn dieses heroische Mittel für alle spanischen Stadt- und Gemeindeverwaltungen in Anwendung gebracht würde — das gäbe eine schöne Schlächterei!

Emanuel Geibel hielt häufig mit seinem Bruder in seiner Wohnung zu Lübeck musikalische Uebungen ab. Der Bruder phantastirte am Klavier, und Geibel sang, der ihm vorgepfeilte Melodie folgend, den Inseratenthail einer Zeitung ab. Mit dem ernsthaftesten Gesicht sang er zunächst sämtliche Familiennachrichten durch, von dem kräftigen Knaben, der da geboren worden, bis zu den glücklich Vermählten und den trauernden Hinterbliebenen. Als gälte es, den Parfissal oder den Lobengrin zu verkörpern, so erzählte die übrigens äußerst wohlklingende Stimme von dem Klüßsopho, das in der und der Straße zu verkaufen stehe, von dem Stuben mit und ohne separatem Eingang, von dem kräftigen Mittagstisch und anderen schönen Dingen. Ein Freund, der die beiden Brüder einmal unvermuthet bei einer Aufführung dieser „Zeitungsover“ überraschte, erklärte dem Dichter später, er habe zuerst geglaubt, irrtümlich in eine Trennanstalt gerathen zu sein.

Folgende heitere Geschichte, so berichtet man uns aus Borna t. S., trug sich in dem benachbarten Nupersdorf während des letzten Monats zu. Bei einem dortigen Gutsbesitzer war eine größere Anzahl von Infanteristen einquartirt, und, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, frühzeitig ins Bett gegangen. Beim Aufstehen am anderen Morgen vermiste ein Soldat seine sämtlichen Uniformstücke; trotz allen Suchens waren sie nicht zu finden. Die Zeit zum Abmarsch rückte immer näher heran, da, zehn Minuten vor dem Abbrücken, erschien ein dort bediensteter Knecht in voller Uniform. Auf Befragen gestand er ein, in dem ziemlich entfernt gelegenen Ledertisch bei seiner Braut sich in des Kaisers Gewand vorgestellt zu haben. Nur der Gutmüthigkeit des Soldaten hatte er es zu danken, daß er ohne Strafe davonkam.

Der Londoner Schauspieler und Theaterdirektor Henry Irving hat kürzlich in einer in Walfall gehaltenen Rede eine Lanze zur Gründung von städtischen Theatern gebrochen. „Auf dem

Festland", bemerkte er, "wird das Theater als Mittel zur Volkserziehung betrachtet. Staat und Gemeinde betrachten es als ihre Pflicht, etwas zu seiner Pflege zu thun. Wären die sozialen Verhältnisse dem Theater in England ebenso günstig, so würden englische junge Leute nicht in Klüffertone fragen: "Ist es recht, ins Theater zu gehen?" Dann wäre eines der öffentlichen Bauwerke jeder Stadt ein Theater, das der Versammlungsort der Gebildeten sein würde. Bei vernünftiger Leitung würden dem Gemeinwesen aus einem Theater nicht einmal Lasten auferlegt." Demnach muß Herr Irving über unsere deutschen Bühnenverhältnisse recht wohlmeinend urtheilen. Leider geben ihm die Thatfachen in den meisten Fällen Unrecht.

"Guerrita im Gefängnisse", dieser Schreckensruf durchbrauste, wie man uns aus Madrid schreibt, die gute Stadt Valladolid: Spaniens berühmtester Stierkämpfer war plötzlich auf Befehl des Gouverneurs verhaftet und jammt seine Begleiter — der "Cuadrilla", wie man hier sagt — ins Gefängniß gebracht worden, und das ging so zu: In Valladolid fand am Montag ein Stierkampf statt, aber da es plötzlich in Strömen zu regnen begann, mußte das Schauspiel nach dem vierten Ganse eingestellt werden. Das Publikum verlangte jedoch stänmlich "seine Stiere", und der hart bedrängte Leiter der "Corrida", der stellvertretende Alcalde, Dr. Bernal, gab denn auch nach einer kurzen Pause das Zeichen zum Wiederbeginn der blutigen Vorstellung. Der fünfte Stier wurde in die Arena geführt, aber die "Cuadrilla" war inzwischen nach Hause gegangen. Und der Regen regnete immer weiter. Da man nun ohne "Toreros" nichts beginnen konnte, mußte der Stier wieder eingesperrt werden, wobei einer der Kuhhirten einen so gewaltigen Hornstoß bekam, daß er meterweit durch die Arena flog. Unterdeß hatte eine Deputation den Versuch gemacht, die "Cuadrilla" durch Bitten und Drohungen zur Rückkehr zu bewegen; aber die Stierfechter setzten allem ein entschiedenes "Nein" entgegen. Daraufhin fuhr Dr. Bernal zum Untersuchungsrichter und brachte die "Toreros" wegen Ungehorsams zur Anzeige. Der Richter suchte den Gouverneur auf, und das Ergebniß ihrer Unterhaltung war, daß gegen Guerra, genannt Guerrita, und Genossen ein sofort zu vollstreckender Haftbefehl erlassen wurde. Von einer großen Polizeistatshaa eskortirt, fuhr Guerrita im Landauer zum Gefängniß. Auf dem ganzen Wege wurde der "berühmte Mann", der noch vor einigen Wochen von dem Offizierkorps eines Kriegsschiffes durch ein Brunnmaßl gehet worden war, von einer drohenden Volksmenge empfangen, und einige Fanatiker versuchten sogar, einen Stein hagel gegen den Landauer zu eröffnen. So wandelbar ist die Volksgunst! Mit Guerrita wurde seine ganze "Cuadrilla" in Haft genommen, nur der Torero Neverte blieb ver.ahont, weil er so schlau gewesen war, sich ins Bett zu legen und sich frank zu melden. Nach wenigen Stunden war übrigens alles, alles wieder gut. Guerra und seine Leute wurden in Freiheit gesetzt, nachdem sie versprochen hatten, am folgenden Tage gegen sechs gefährliche Stiere zu Felde zu ziehen.

Eine neunundneunzigjährige Auswanderin. Mit dem Postdampfer "de Umberto", welcher vor einigen Tagen seine Fahrt von Genua nach Rio de Janeiro und Santos angetreten, verließ eine neunundneunzigjährige Greisin Namens Maddalena Pelizzani ihre italienische Heimath, um in Begleitung von 24 Familienmitgliedern, alles Kinder und Enkel der Greisin, nach dem fernen Welttheil auszuwandern. Die Nachricht verbreitete sich unter den Passagieren, und die alte Frau ward zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit. Sie erwies sich als überaus geistreich und aufgeräumt und sieht, wie sie unaufgefordert versicherte, der Zukunft in dem fernen Lande mit freudigen Erwartungen entgegen.

Nach 24 Jahren. Der Arbeiter Wilhelm Wendler aus Banzin (Kreis Landsberg) machte bei der 11. Kompagnie des Leib-Grenadier-Regiments (1. Brandenburgischen) Nr. 8 den Feldzug gegen Frankreich mit. Bei Mars la Tour wurde er am 16. August kampfunfähig. Splittter eines Geschosses drangen ihm in die Mundhöhle. Am 19. August 1870 kam Wendler in das Lazareth zu Kreuznach. Er lagte über Athembeschwerden. Bei dem Genuße einer Tasse Milch stellte sich heftiges Erbrechen ein, und es kam der erste Geschosssplitter zum Vorschein. Bald darauf konnte Wendler in seine Heimath geschickt werden, wo man ihn so weit herstellte, daß er seiner Beschäftigung nachgehen konnte. Immerhin hatte derselbe starken Auswurf, und es schien in der Mundhöhle immer noch nicht Alles in Ordnung zu sein. Im April 1871, als er beim Pflanzen von Kartoffeln beschäftigt war, trat ein heftiger Brechanfall ein, bei dem der zweite Geschosssplitter zu Tage gefördert wurde, dem nach einigen Jahren bei einem ähnlichen Anfall der dritte folgte. Wendlers kräftige Natur überwand das alles. Der jetzt hoch in den vierziger Jahren stehende Mann, der sich und seine Familie redlich aber kümmerlich ernährt, verspürte aber doch noch, namentlich beim Witterungswechsel Schmerzen im Munde. Auf Rathen eines Gutsbesizers begab er sich nach Berlin, wo man ihn in einem Krankenhause erklärte, daß noch ein Fremdkörper in der Nähe der Schlundöffnung liege. Zu einer Operation gab Wendler aber nicht seine Zustimmung. Eherzend meinte er zu dem Arzt: "Der Wirt werde ich doch noch los." Und Wendler hat Recht behalten. Vor einigen Tagen hat er den vierten Geschossplitter, der dicht an der Schlundöffnung lag, beim Niesen abgehustet. Nun hat der Mann endlich Ruhe.

Humoristisches Alerkei. Boshaft. Ged. (auf der Veranda, Abends): "Sehen Sie Baronesse, wie mich sogar die Motten un-

flattern!" — Baronesse: "Die halten Sie wohl irrthümlich für ein Licht!"

Sprachflänae vom Breslauer Kräutlermarkt "Was haist dau?" — "Mau!" (Mohn). — "Mau?" — "Jau!" — "Unnem denn dau?" — "Au Mau!" — "Au Mau? Dau un dau, lauter Mau?"

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Dewajtis. Roman aus dem Baltischen von Marie Rodziewicz. Preis gebettet 4 M., fein gebunden 5 M. — (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart). Von den zahlreichen polnischen Erzählern und Erzählerinnen ist in Deutschland bisher nur Elsie Orzeszko viel gelesen und näher bekannt geworden; jetzt erwächst ihr in Marie Rodziewicz eine starke und talentvolle Rivale. Schon der erste ins Deutsche übersezte Roman dieser Schriftstellerin "Sch" fiel auf durch Tiefe der Empfindung, Gluth der Sprache und Feinheit und Kraft der Charakterisierung; ihr neuer Roman "Dewajtis" übertrifft "Sie" in der Originalität und dem Reiz des Stoffes, ohne dem zuletzt genannten Werk in der künstlerischen Gestaltung nachzusehen. Auch Dewajtis spielt in Lithauen. Dewajtis ist eine alte Göttergötze, die zu dem Schicksal der Familie Gzereme in einem symbolischen Verhältnis steht. Sie repräsentirt das konservative, spezifisch lithauische Element den neu-modischen Ausländern gegenüber und fällt und steht mit jenem. Am Schluß des Romans erwacht sie zu neuer Blüthe; und der echte Lithauer und das spezifisch Lithauische sind hier in der That so liebenswürdig und sympathisch geschildert, daß selbst der Deutsche der in dem Roman vor allem der Fremde ist, ganz mit ihrem Siege einverstanden sein muß. Ein speziell modernes Gepräge hat Dewajtis nicht, aber der Roman giebt ein typisches Bild lithauischen Volkslebens mit kulturgeschichtlichem Hintergrund und erhält dadurch einen bleibenden Werth. Der Leser, der von einem Roman zugleich auch noch anregenden Zeitvertreib verlangt, wird sich doppelt befriedigt fühlen, denn Dewajtis ist nicht nur literarisch hervorragend, sondern auch sehr unterhaltend.

— Mit Heidelberg, du meine, das ist der fröhliche Einleitungston, auf den das neueste Heft 2 der "Modernen Kunst" (Verlag von Rich. Bong, Berlin, 2 Hefte 60 Pf.) getrimmt ist. Jeder alte Corpsstudent muß seine helle Freude haben, wenn er die Stätten seiner jugendlich überschäumenden Zeit, die Corshäuser, den vom Schlägerfluren wiederhallenden "Hütchen" so prächtig in Wort und Bild geschildert findet, wie hier. Aber auch der ins Philisterium eingelehrte ehemalige Student findet in dem prächtig ausgestatteten Heft seine Rechnung. Da werden in Wort und Bild Scenen aus dem Leben unserer Rechtsanwältle geschildert von einem hervorragenden Berufsgenossen, der sich hinter einem Pseudonym verbirgt. Andere Künstlerinnen sind durch Jenny Groß im Kostüm der Madame Sans-Gêne in Silberdruck vertreten, und ein Zug Velociped fahrender Damen führt quer durch eine Doppelseite des vornehm ausgestatteten Heftes. Text und Illustration der "Modernen Kunst" haben sich den ersten Platz unter den Wochenchriften erungen, weil das ganze Blatt seit einem Jahrzehnt seine Hauptaufgabe darin gesucht hat, stets in Zusammenhang mit dem frisch pulsirenden Leben zu bleiben, und der Kunst ihren modernen Charakter zu wahren durch steten Anschluß an die Wechselerscheinungen der Gegenwart.

— Die großstädtische Feuerwehre behandelt ein ausgezeichnet, reich und werthvoll illustrierter Artikel der neuen, mit so großem Glück eingeführten Familienzeitschrift "Für Alle Welt" (Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Preis des Vierteljahrsheftes 4 M.). Um die Feuerwehren stand es bis vor wenigen Jahrzehnten selbst in den Millionenstädten sehr mäßig; aber seit den 60er Jahren datirt ein bewundernswerther Aufschwung, der von Berlin ausging, nach dessen Muster dann fast die gesammten Feuerwehren der Welt eingerichtet wurden. Der Artikel wird naturgemäß ein großes Interesse erwecken, verdient dies aber auch. — Eine prächtige Humoreske liefert Wilhelm Wollers unter dem Titel "Die Friedensspeife". Dann folgt zwischen den spannenden Romanen "Coas Erzählung" von F. v. Kapff-Geinther und "Polypenarme" von Hans Richter wieder ein Artikel, "Wie wird das Geld verwahrt", der den Leser in die großen, modernen Banken einführt und mit ihren großartigen Einrichtungen bekannt macht. Der Bilderichmuck ist wie in allen Heften dieser Zeitschrift ein brillanter und ganz außerordentlich reicher, so daß man sich nur über eines immer wieder wundern möchte: über den billigen Preis für diese Glanzeitungen.

— Bühnenkünstlerinnen. Roman von August Siem. Preis gebettet 4 M., gebunden 5 M. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender.) August Siem, bekannt durch sein langjähriges Wirken am großherzoglichen Hoftheater in Darmstadt, sowie als Verfasser der populären Pantomimen "Die lustigen Heidelberger", "Deutsche Turner", "Ein Künstlerfest" und als Erzähler durch seinen das Artistenleben schildernden Roman "Ein Circusmädchen", bietet in seinem neuesten Werk eine authentische, treue Schilderung aus dem Theaterleben, für welches das große Publikum ein begeistertes Interesse hegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebensleben. Notationsdruck der "Halle'schen Zeitung" Halle (S.), Leipzigerstr. 87